Die dunkle Seite des Schenkens

Die Zwickauer Tafel verschenkt Weihnachtspäckchen und erlebt dabei manch böse Überraschung. Aufgerissene Geschenke landen auf der Straße, einige wollen umtauschen, in manchen finden sich Müll und alte BHs. Darf man das sagen? Wenn man Gutes tun will, sich verrennt und die Wahrheit kompliziert ist.

Von Manuela Müller, Freie Presse, 19.12.2024

Frühstückspause bei der Zwickauer Tafel. Frau Morgner sitzt am Tisch, Frau Post sitzt neben ihr, dann noch Frau Reißmann. Sie könnten jetzt zu Hause mit den Enkeln Plätzchen backen. Sie könnten spazieren gehen, Kaffee trinken, Zumba im Fitnessstudio machen. Stattdessen haben sie Kisten geschleppt, alte Blätter von Salatköpfen gezupft und Joghurt nach Mindesthaltbarkeitsdatum sortiert – alles freiwillig. Als sie in Rente gingen, suchten sie ein Ehrenamt.

Die Tafel, wo Arme für vier Euro die Tasche voller Essen für die ganze Woche bekommen, schien perfekt, um etwas zurückzugeben. Hier gibt es die Menschen, denen man direkt geben kann.

Gabriele Morgner war Büroleiterin bei der IG Metall, Angela Reißmann selbstständig, bis sie 66 wurde, Steffi Post Intensivkrankenschwester. Hätten sie das Herz nicht auf dem rechten Fleck, stünden sie nicht morgens um sieben inmitten des Plattenbaugebiets Zwickau-Eckersbach im kalten Neonlicht.

Aber dann geschah im vergangenen Jahr die Weihnachtspäckchenaffäre.

Jahrelang verteilte die Zwickauer Tafel kurz vor Heiligabend bunt verpackte Kindergeschenke, die sortiert waren nach Alter und Geschlecht. Die Zwickauer überfluteten die Tafel mit bunten Päckchen. Hortkinder packten, Vereine, Betriebe. Die Volkswagen-Belegschaft aus dem Werk in Mosel spendete mehrere hundert Stück.

Zweitausend Päckchen. Es hätte nicht besser laufen können. Jedes arme Kind bekam drei, vier Geschenke.

Drei Tage lang teilten Frau Morgner, Frau Reißmann, Frau Post und ihre Kolleginnen aus. Die ersten Familien stellten sich eine Stunde vor Ladenöffnung an. Schon morgens war die Schlange hundert Meter lang. Da warteten die Syrer, die Marokkaner, die Algerier, die Slowaken, die Ukrainer und die Deutschen mit ihren Kindern, fünfzig Klein- und Großfamilien aus dem ganzen Landkreis. Dann passierte, womit niemand rechnen konnte, der zu Hause saß und Päckchen packte, der ehrenamtlich Geschenke ausgab: Sie mussten die Polizei rufen.

Ein Ukrainer stand in der Schlange und ließ seine Landsleute vor, von denen es viele gibt unter den Tafelstammgästen. Vorn wurde es immer mehr, während die Hinteren immer weiter nach hinten rückten. Bis der Erste brüllte. So erzählen es die drei Frauen von der Tafel. Für sie sah es aus, als drohe eine Massenschlägerei. Sie schlossen die Ausgabe. Als die Polizei kam, hatte sich alles beruhigt.

Es war nicht nur die Schlange. Auf der Straße lagen zerrissene Päckchen. Hier ein Schleifchen, da buntes Weihnachtspapier. In manchen Paketen lagen noch die Geschenke: Kartenspiele, Puzzle, Kekse. Es sah aus, als wäre Weihnachten das Fest der umgekippten gelben Tonne.

Manche wollten umtauschen und reklamieren, als wäre die Tafel eine Außenstelle von Amazon. Manche tauschten draußen auf dem Parkplatz, als wäre Weihnachten ein Basar. Die Frauen hatten auf Dankbarkeit gehofft. Sie sahen Gier und Enttäuschung. Wobei sie gegen die Tauscherei nichts haben, sagen sie.

Nach Weihnachten erhielt die Tafel Anrufe von Eltern, die bis Heiligabend gewartet hatten. Es hieß, die Kinder hätten unterm Weihnachtsbaum großen Mist ausgepackt.

Im Herbst kam die Frage, wie sie weitermachen. „Die viele Arbeit, die dahintersteckt. Unsere Zeit. Ist das unserer würdig?“, sagt Angelika Reißmann. Sie fühlten sich gedemütigt für 37 Euro Ehrenamtsgeld im Monat, wollten keine Päckchen mehr ausgeben. Fast allen 60 Tafelhelfern ging es so, erzählen sie.

Aber wie sagt man das den Leuten draußen, die nichts über die Menschen hier wissen? Was würden sie denken, wenn sie hören, wie grob sozial Bedürftige mit Geschenken umgehen? Syrer, Slowaken, Ukrainer? Wenn sich herumspricht, was passiert war? Undankbare Ausländer sind für Neonazis ein gefundenes Fressen.

Das Jahr verging, die Adventszeit rückte näher. Sie mussten der ganzen Stadt erklären, warum sie keine Weihnachtspäckchen sammelten. Also ging eine Pressemitteilung raus. Die klang ungefähr so: Die Tafel habe eine schwere Entscheidung getroffen. Das Ehrenamtsteam werde immer älter, man habe die letzten beiden Jahre am Belastungslimit gearbeitet, stemme die Weihnachtsaktion nicht mehr. Es stimmte alles. Aber eben nur zur Hälfte. Die andere Hälfte wurde aus Angst vor einem Shitstorm verschwiegen. Deshalb stand im Herbst nur die Hälfte der Geschichte in der Zeitung, die nichts wusste von weggeworfenen Päckchen, Enttäuschungen, Polizeieinsätzen.

Die Zwickauer Tafel geriet ins komplizierte, knirschende Getriebe der Debattenkultur. Debatten müssen Streit aushalten, erst dann sind sie ehrlich. Aber Streiten kostet Kraft. Was passiert mit der Wahrheit, wenn man im entscheidenden Moment die Kraft nicht aufbringt?

Frau Morgner, Frau Post, Frau Reißmann konnten all das beobachten. Eine große Frage des Jahrhunderts stand plötzlich in diesem unscheinbaren Raum: Was darf man überhaupt noch sagen?

Und noch eine Frage wird in diesem Text eine Rolle spielen: Gibt es Freuzwang und Dankbarkeitszwang für sozial Bedürftige, die beschert werden? Darf man ein Geschenk zurückgeben? Darf der Schenkende sauer sein, wenn sein Geschenk jemand bekommt, der es nicht braucht?

Schenken ist schwer geworden in einem Land, in dem ständig alles zur Verfügung steht.

Da kratzt sich Ralf Hutschenreuter, ebenfalls am Tisch sitzend, am Kopf. Er muss nachdenken. Er hat viel nachgedacht. Hutschenreuter ist Chef der Tafel und schon lange im Geschäft, nächstes Jahr hat er sein 20-Jähriges. Von Haus aus ist er Zimmerermeister, hat große Hände und trägt einen breiten Schnurrbart als

Markenzeichen. Dazu bastelten ihm seine Kolleginnen zum 15-Jährigen aus lustigen Fotos eine Collage, die seitdem im Pausenraum hängt. Ein Mann, ein Schnurrbart, eine Legende, zumindest hier, in Zwickau-Eckersbach.

Hutschenreuter fragte sich ebenfalls, was man nach außen kommunizieren könne über die eskalierende Geschenkaktion. Er ahnte, dass die Leute an beiden Seiten des Gabentisches fragen würden, warum es keine Geschenke gibt. Hutschenreuter wiederum hat einen Chef über sich, der heißt Jens Juraschka.

Hutschenreuter ging damals zu Juraschka, sagte, Jens, es geht nicht mehr. So erzählt es Hutschenreuter. Juraschka habe ihm die Pressemitteilung gezeigt, bevor sie versendet wurde. Er habe eine Weile gegrübelt, ob das so gehe, sagt Hutschenreuter. Aber ihm sei keine bessere Lösung eingefallen. Was drin steht, sei ja nicht falsch. Sie zensierten sich selbst, vorsichtshalber.

Sie hatten Gründe, wollten Mitarbeiter und Kunden schützen. Es ging um Vorurteile, Polarisierung, Missbrauch von Fakten. In der Tafelaffäre spiegelte sich die ganze Gesellschaft wider, die schnell dabei ist, sich gegenseitig anzuspucken.

Juraschka und Hutschenreuter fürchteten Häme, Spott und Ausländerhass. Zwickau hat schon genug am Hals. Hier keimte einst die rechtsextreme Terrorzelle namens NSU, was die Stadt wohl nie loswerden wird. Im vergangenen Sommer, auf dem Simsontreffen, malten sich Jugendliche Hakenkreuze auf die Brust und zeigten den Hitlergruß. Hutschenreuter dachte an seine Kunden, wie sie schubsten und drängelten an der Päckchenausgabe. Er dachte an die Müden, die an der Essensausgabe verlegen nach vier Euro wühlen. Er wollte nicht noch mehr Ärger.

Jedenfalls schienen alle zu glauben, dass man die Wahrheit nicht mehr erzählen kann. Die Frauen, Hutschenreuter, Juraschka. Bei Jens Juraschka ist die Sache noch heikler, weil er in der Politik ist. Juraschka sitzt für die SPD im Zwickauer Stadtrat und kandidiert für den Bundestag, der im Februar gewählt wird.

Er atmet tief durch, als er von der Aktion erzählt und von seiner lückenhaften Pressemitteilung. Es gibt Hms, es gibt Jas, es gibt Ähs. Es fallen Sätze, in denen „händelbar“, „darstellbar“, „brisant“ vorkommt. Juraschka trägt eine hellblaue Fleecejacke mit dem Namen des Wohltätigkeitsvereins, der die Tafel betreibt. Der

Verein heißt: „Gemeinsam Ziele erreichen“. Die Ziele sollen glücklich und zufrieden machen.

Die Wahrheit, sagt Juraschka, liege in der Mitte. Irgendwie sei es doch eine Personalangelegenheit gewesen. Was soll er machen? Wenn die Mitarbeiterinnen nicht wollen, weil es großen Ärger bringt?

„Wie soll man das nach außen kommunizieren?“, sagt Juraschka. Es kam, wie es kommen musste. Juraschka sagt, er habe es fast geahnt damals.

Als in der Zeitung stand, dass die Tafel die Weihnachtsaktion nicht mehr schaffe, wollten Parteien, Vereine und Verbände sie retten. Es las sich wie ein Hilferuf. Thomas Bergbauer vom Zwickauer Kreisverband der Grünen erzählt, dass er Juraschka angerufen, ihm etliche Male auf den Anrufbeantworter gesprochen habe. Binnen weniger Tage habe er freiwillige Helfer aufgetrieben und Lagerräume für die ganzen Pakete. Juraschka sei nie rangegangen, habe nie zurückgerufen. Anfangs wusste draußen niemand, was hinter den Kulissen passiert war. Aber es lief wie im Kinderspiel „Stille Post“. Darin flüstert jeder seinem Nachbarn was ins Ohr.

Hutschenreuter bekam Anrufe von Journalisten. Freie Presse, MDR, BILD, Spiegel. Die Wahrheit, oder zumindest der Teil davon, den sie verschweigen wollten, hatte sich ihren Weg gesucht, ging schon als Gerücht um, als Geschenke auf der Straße lagen.

Im Pausenraum erzählen Frau Post, Frau Morgner und Frau Reißmann, was ihnen bei der ganzen Sache durch den Kopf ging.

„Wenn das die Spender wüssten“, sagt Steffi Post.

„Wenn sich mal eine Person bedankt, erzähle ich das die ganze Woche“, sagt Gabriele Morgner.

„Wir müssen aufpassen, dass wir nicht zu allgemein werden“, sagt Steffi Post.

Die allermeisten nahmen ihre Geschenke, brachten sie nach Hause und wickelten sie aus. Viele waren glücklich und zufrieden.

Es gibt Dinge, die man einfach nicht machen sollte. Zum Beispiel Weihnachtsgeschenke vor Weihnachten aufreißen. Unerwünschte Gaben in den

Straßengraben zu werfen, das ist schon rotzfrech, sagen die Frauen. Aber daraus die Geschichte des Sozialschmarotzers zu machen, der sowieso immer undankbarer wird, ist genauso blöd. Deshalb betont Frau Post noch einmal, dass sie nicht zu allgemein werden wollen.

Wer kennt nicht das Gefühl, freudig buntes Papier von einem Geschenk abzureißen. Und dann kommt etwas zum Vorschein, das man am liebsten sofort wieder einwickeln möchte. Es macht nicht immer Spaß, beschenkt zu werden. Weil man aber anständig ist, passt man auf, dass die Gesichtszüge nicht entgleisen. Aber muss sich jemand Armes über hässliche Socken freuen? Alles annehmen, weil er wenig hat? Die ganze Schenkerei hat dann ein soziales Gefälle. Das ist noch heikler.

Wenn ein Reicher einen Armen beschenkt, muss der sich dann bedingungslos freuen? Darf der Arme enttäuscht sein? Ist es maßlos, wenn er andere Vorlieben hat?

Zur Tafel gehen auch Menschen, die in ihren Heimatländern Ärzte und Ingenieure waren. Die Schlange draußen ist mit jeder Flüchtlingswelle heterogener geworden. Die allerwenigsten, die Geschenke packen, sind ernsthaft reich. Aber sie müssen sich nicht anstellen, um beschert zu werden.

Wissenschaftler sehen im Schenken viele Dimensionen. Udo Rudolph, Psychologieprofessor an der TU Chemnitz, versteht Schenken als Geste voller Gefühle. Es gibt die praktischen Geschenke. Bekommt man, braucht man, wird aber selten so ehrlich bejubelt wie das persönliche Geschenk, das mit Liebe und Sorgfalt ausgewählt wurde. „Es ist kein Zufall, dass der Weihnachtsmann in Weihnachtsfilmen eine Liste mit den Wünschen der Kinder hat, also uns und unsere Bedürfnisse gut kennt“, sagt Rudolph. Eine Tafel könne das kaum leisten. Sie macht das ganze Jahr über praktische Geschenke.

Die berühmtesten Geschenke des Abendlandes waren Myrre, Weihrauch und Gold. Die Heiligen Drei Könige übergaben sie dem neugeborenen Jesus. Sie schenkten aus Liebe und Dankbarkeit. Schenken ist Symbol der Zuneigung. Aber wenn Schenken genauso anonym ist wie Straßekehren? Wenn man nicht wissen kann, dass der Beschenkte schon drei Päckchen Buntstifte besitzt und überhaupt nichts damit anfangen kann, weil er nicht gern malt? Das Anonyme macht glückliches Schenken fast

unmöglich, jedenfalls in einer Konsumgesellschaft, die dank chinesischer Billigversender verramscht.

Ralf Hutschenreuter hat lange nachgedacht, was das für die Tafel bedeutet. „Wenn du Kinder hast und die Großeltern fragen dich, was sie schenken können, musst du lange nachdenken. Soll dem Kind ja auch gefallen.“ Frau Reißmann, Frau Post und Frau Morgner haben ebenfalls lange nachgedacht.

Jedes Päckchen im Straßengraben war für sie ein ordentlicher Tritt in den Hintern. Es schmerzte. Sie hatten Überstunden gemacht, abgerissenes Geschenkpapier sorgfältig wieder angeklebt, lose Anhängerchen neu festgeknotet. Sie wollten ihren Kopf nicht mehr hinhalten, auch nicht den Hintern.

Sie haben das ganze Geld gesehen, das ausgegeben wurde. Für Schwarze-Peter-Spiele, Quartetts, Bücher, Weihnachtsliedhefte. Manche kamen mit den ausgepackten Spielen zur Ausgabestelle zurück und fragten, was es mit dem putzigen, bunten Teilen überhaupt auf sich habe. Sie konnten die Anleitung nicht lesen. Und falls sie die KI übersetzen ließen, verstanden sie den Sinn nicht, weil es nicht ihre Spielkultur ist.

„Du musst erstmal die Sprache beherrschen“, sagt Frau Reißmann. Frau Morgner und Frau Post nicken. Viele sprächen nach langer Zeit immer noch wenig Deutsch. Aber es ist nicht nur die Sprache. Die Moslems können mit glitzernden Schokoladenweihnachtsmännern nichts anfangen, weil sie kein Weihnachten feiern. „Das war Irrsinn“, sagt Frau Reißmann. Das ist die eine Geschichte.

Die andere passierte unter dem Radar des Sichtbaren. Einmal kam ein riesiger Büstenhalter zum Vorschein in einem Päckchen für ein Mädchen, ein anderes Mal lag ein alter Schlüpfer unter dem Weihnachtspapier. In einigen Päckchen lag nicht nur Plunder, sondern richtiger Schrott. Den würden sie den Spendern am liebsten vor die Tür legen, es geht hier um Kinder. Es gab im Grunde zwei Regeln für den Inhalt der Päckchen: kein Obst und keine kaputten Spielsachen.

Meistens war der Plunder unspektakulär. Abgekaute Buntstifte, alte Radiergummis, kaputte Spielsachen, undefinierbare Einzelteile, zerbrochene Kekse. Es sah beinahe aus, als hätte ein kleines Kind einmal die Schreibtischschublade geleert, als

hätten die Eltern nicht kontrolliert. Hutschenreuter denkt in solchen Momenten immer zuerst an das Gute.

Mit den Jahren wurden sie zu Schrottdetektiven. Wenn ein Päckchen klapperte, lösten die Frauen das Papier vorsichtig und öffneten es. Meistens stimmte ihr Gespür. Aber sie erwischten längst nicht alles. Hutschenreuter schätzt grob. Jedes zehnte Geschenkpäckchen sei vollgestopft gewesen mit Dingen, über die sich niemand freue. Bei 2000 Päckchen käme man immerhin auf 200 Stück Ausschuss. Es könnten auch mehr sein oder weniger. Es erinnert ein bisschen an den Pfannkuchen mit Senf, den es als Faschingsscherz gibt, bloß dass Weihnachten viel ernsthafter ist.

All das hätte man erzählen müssen. Von den Missverständnissen, den Enttäuschungen, dem Schrottwichteln. Aber schon die Tafelgeschichte schien viel zu kompliziert und unbequem, um sie von vorn bis hinten preiszugeben.

Stefan Trutschler, der Landesverbandschef der sächsischen Tafeln, hat noch nie von dieser Geschichte gehört. Sie überrascht ihn allerdings nicht. Er erzählt von Tafeln, die weggeworfene Lebensmittelspenden vom Straßenrand und in Nachbarsgärten aufsammelten. Brötchen, Joghurt, Wurst. „Manche werfen weg, was sie nicht brauchen“, sagt Trutschler. Die Achtlosen entsorgen auf dem Heimweg, der Rest schmeißt in den Hausmüll. Auch sie sind nicht ehrlich. Im Grunde geht es immer um dasselbe.

Trutschler findet die Wegwerfgesellschaft unter dem Dach der Tafel ungeheuerlich. Aber er wisse von einer Tafel in Ostsachsen, die eine Lösung gefunden habe. Sie stellte in ihren Einflugschneisen Regale auf. In die Regale könnten die Kunden alles legen, was sie nicht essen wollen. Vielleicht wäre das eine Lösung für die Pakete, sagt Trutschler.

Hutschenreuter kennt die Probleme. Sie haben schon Weißbrot aus Gebüschen gefischt. Man braucht einen Pass, um etwas von der Tafel zu bekommen. Diesen Pass habe er einigen schon abgenommen und sie weggeschickt, sagt Hutschenreuter. Es sei viel besser geworden. Sie klebten Zettel ins Haus, auf denen in vielen Sprachen steht, dass man hierlassen soll, was man nicht braucht. Das sagen seine Ehrenamtlerinnen auch an der Ausgabe.

Frau Post erzählt eine schöne Geschichte. Sie handelt von einer Familie mit zwei kleinen Kindern, die am Tresen stand, Bälle zum Verschenken sah und fragte, ob noch einer übrig sei für ihre Kinder. Die Kinder würden so gern Ball spielen. „Da geht dir das Herz auf“, sagt Frau Post. Alle nicken wieder. Ralf Hutschenreuter, Frau Morgner, Frau Reißmann. Sie wollen ja geben, das Richtige. Mit Liebe und gegen ein Dankeschön. Vielleicht war das Ganze nicht mehr zeitgemäß, sagt Hutschenreuter. Alle nicken wieder. Womöglich war die Aktion nie wirklich gut. Nur die Kunden waren anständiger.

Während immer mehr wegflog, versuchten sie, das Schenken zu retten. Hutschenreuter ahnte schon lange, dass es eskalieren könnte. Von Spendengeld aus der Fernsehlotterie kaufte er Gutscheine, McDonald‘s, Kino, Spielzeugladen. Ihm kam die Idee, jedem Kind eine Art Geschenkpaten zuzuordnen, er hatte sogar daran gedacht, ob es möglich wäre, wie der Weihnachtsmann die Wünsche abzufragen. Aber Hutschenreuter sagt, machen Sie das mal für Ausländerkinder, finden Sie mal einen Paten. Die Weihnachtspäckchenaktion blieb, wie sie schon immer war. Besser als nichts.

Stefan Trutschler telefonierte herum bei den Tafeln in Sachsen und stellte fest, dass die Zwickauer mit ihrer Volksaktion Exoten sind. Andere Tafeln, die bescheren, behalten die Kontrolle über den Päckcheninhalt. Die Leute bringen Spenden, die Tafelhelfer stellen sie zu Geschenken zusammen, hängen Namensschilder dran, veranstalten Weihnachtsfeiern, lassen den Weihnachtsmann auftreten. Aber dazu bräuchte es mehr Hände, mehr Augen und mehr Köpfe, als die Zwickauer Tafel besitzt.

Im nächsten Herbst wird wieder jemand die Frage stellen, was aus der Bescherung für die Kinder wird, die von dem leben, was andere aussortierten. Die Antwort wird davon abhängen, wie ehrlich alle sind. Die Weihnachtsgeschenke sind für Kinder gedacht. Zwischen ihnen und den Päckchen stehen jede Menge Erwachsene.